

Kirche in der Welt von heute

Es wäre keineswegs nur ein leichtfertiges Wortspiel, wollte man die programmatische Sammelüberschrift dieser regelmäßigen Halbjahreschronik — zugleich wegweisender Titel eines der geschichtsträchtigsten Dokumente des zweiten vatikanischen Konzils — einmal umkehren und Betrachtungen anstellen über „die Welt in der Kirche von heute“. Dabei ginge es nicht um die Frage nach der „Verweltlichung“ in jenem absprechenden Sinn, der seit je zum klassischen Repertoire von Anklage und Verteidigung der Kirche gehört, sondern um das viel ernstere Problem, ob und wieweit die heutige Welt mit all ihrer Farbigkeit und Vielfalt glaubwürdig in der Kirche vertreten ist, sich in ihr vernehmbar machen kann, ihre eigentlichen Sorgen, Nöte, Hoffnungen und Freuden in der Kirche geborgen und besiegt weiß. Anders ausgedrückt: Welchen Realitätssinn die Kirche von heute besitzt und bekundet? Wie und ob sie wirklich und wirksam „heutig“ ist?

Das ist nicht zuletzt ein Problem der Sprache. Denn es geht darum, sich — oder besser: das Evangelium — in der ganzen Welt von heute verständlich zu machen, in den Weltsprachen also, da es nun einmal deren eine Unzahl gibt und nicht mehr nur eine oder zwei. Überdies ist hier mit „Sprache“ nicht nur das Idiom gemeint, sondern ein ganzes Syndrom von Weltstoff einerseits, von Kategorien des Weltbegreifens andererseits, da ja die Kirche nicht nur den mannigfachen Kulturen gegenwärtig, sondern überdies noch verschiedensten Geschichtsepochen gleichzeitig zu sein hat — auf Neuguinea etwa ist heute noch Steinzeit!

Um also wahrhaft Welt-Kirche zu sein, genügt es heute nicht mehr, sich einen bestimmten Typ von Zivilisation — etwa den lateinisch-abendländischen — anzuvorwandeln und damit die übrige Welt zu überformen und zugleich sich selbst zu entfremden. Eine bewußt weltlich gewordene Welt verlangt danach, gerade in dieser ihrer Vielschichtigkeit ernst genommen zu werden. Das kann nicht ohne Rückwirkung auf die äußere Verfassung der Kirche bleiben und verlangt ein tieferes Nachdenken über das Geheimnis ihrer Einheit und Vielfalt und über die angemessenen Mittel, in Zukunft vor allem diese Einheit besser, zeitgerechter, weltangepaßter, glaubwürdiger auszudrücken und darzustellen als bisher.

Hier ist denn auch der theologische und geschichtliche Ort der *Bischofssynode*, die — vom 27. September bis zum 26. Oktober — nun schon zum viertenmal in Rom getagt hat. Von ihr muß also auch in diesem Bericht zuerst die Rede sein, nicht nur weil sie das hervorragendste innerkirchliche Ereignis der letzten Monate gewesen ist, sondern weil sich in ihr wie in einem Brennspiegel die ganze Problematik der „Kirche in der Welt von heute“ gesammelt und dargestellt hat.

Da ist zunächst zu sagen, daß die Bischofssynode noch immer auf der Suche nach ihrer eigenen Identität und der Rolle ist, die sie in den neuen Dimensionen einer Kirche zu spielen hat, die ihrem Anspruch und Auftrag als Weltkirche auch heute und morgen entsprechen will. Noch ist die Synode ein Organ mit rein beratender Funktion, und zwar im doppelten Sinn: Ihre Mitglieder beraten untereinander, und das Gremium als solches berät den Papst. Doch gerade bei der diesjährigen Tagung über das Thema „Evangelisierung in der Welt von heute“ wurde deutlich, daß sie dabei hintergründig über sich selbst beriet: über die Aufgabe nämlich, die den Partikularkirchen — auf allen Ebenen: Diözesen, nationalen Bischofskonferenzen, regionalen Zusammenschlüssen, Kontinenten — bei der Ausbreitung und Vertiefung des Evangeliums in ihren Bereichen und je nach politischen, sozialen, kulturellen Ausfächerungen zufällt. Denn die Vertreter dieser Partikularkirchen — im weitesten Sinn des Wortes verstanden —

waren es, die ganz bewußt und gezielt als solche die Synode bildeten und dort das Wort ergriffen, freilich ohne der zentralen Leitungsgewalt des römischen Bischofs weder in Theorie noch in Praxis Abbruch tun zu wollen, aber doch so, daß die Frage eines harmonischen Zusammenspiels zwischen Papst und Kurie einerseits, den Partikularkirchen anderseits nach einer neuen Antwort verlangt, da diejenige, die das II. Vatikanum gegeben hat, nicht mehr voll befriedigt.

Die Synode ging zwar am 26. Oktober zu Ende, aber sie kam zu keinem Schluß. Sie hinterließ wiederum „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“. In großen Zügen ergab sich folgendes Bild: Die Kirchen des Westens oder der alten Christenheit befinden sich in einer dem Anschein nach mut- und kraftlos geführten Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Säkularismus, der mehr ein geistiges Klima als ein greifbares System ist und der nur dort zur theoretischen und praktischen Häresie wird, wo er sich, wie im Marxismus, ideologisch artikuliert. Die Kirchen Afrikas ihrerseits leiden vor allem an Wachstumsschmerzen, und zwar in quantitativem wie qualitativem Sinn: Die Zahl der Taufwerber wächst sprunghaft – man spricht von einem Zugang von sieben Millionen jährlich – und sprengt die ohnehin nur schwachen Strukturen. Vor allem aber ringen die afrikanischen Christen und ihre Führer mit dem Trauma kolonialistischer Vergangenheit und europäischer Entfremdung und suchen auch unter dem Druck ihrer nationalistischen Regierungssysteme nach einer authentischen, afrikanigemäßigen Art und Weise, katholische Christen zu sein. Das Gewicht solcher Forderungen und Wünsche wird sich bald noch verstärken, wenn die bisher portugiesischen Herrschaftsgebiete Mozambique und Angola in diesen Kampf um afrikanische Authentizität voll eintreten. Die Kirchen Asiens hingegen beginnen erst jetzt zu einem Minoritätsbewußtsein zu erwachsen, nachdem die Narkose kultureller und zivilisatorischer Überlegenheitsgefühle gegenüber den „armen Heiden“ endgültig vergangen ist und dem Wissen Platz gemacht hat, sich in einer Umwelt hoher geistiger und religiöser Werte zu befinden, mit denen ein ernster Dialog geführt werden muß. Die Kirchen Lateinamerikas schließlich müssen sich vornehmlich mit dem Problem des Verhältnisses von Evangelium und sozialer „Befreiung“ auseinandersetzen, wodurch die eigentliche Botschaft des Evangeliums in ein nicht unbedenkliches Zwielicht zu geraten droht.

Als greifbare Ergebnisse der Synode liegen der Öffentlichkeit nun zwei Dokumente vor: Das eine ist ein Aufruf des Papstes, den sich die Synodenal durch Handaufhebung zu eigen gemacht haben. Hier geht es um „Die Menschenrechte und die Versöhnung“ in Anlehnung an „Pacem in terris“ und an den Ertrag des zweiten Synodenthemas von 1971 über Gerechtigkeit in der Welt. Das andere ist die Erklärung oder Botschaft der Synode, die in dreizehn Abschnitten eine Art Rechenschaftsbericht über die geleistete Arbeit enthält. Doch hat die Synode noch ein weiteres Dokument verabschiedet, das aber nur für Papst und Kurie bestimmt ist. Es enthält die wichtigsten Punkte der Generaldebatte und der Ergebnisse der Arbeitskreise: Praktische Erfahrungen, Anregungen, Wünsche, Kritik.

In diesem vielfältigen Spannungsfeld also, wie es sich auf der Bischofssynode verdichtete, bewegte sich innerhalb des zweiten Halbjahres 1974 das Leben der Kirche in der Welt von heute, wirkte die Welt von heute hinein in die Kirche, immer noch am deutlichsten ablesbar an der Tätigkeit des Hl. Stuhls, der auf Weltebene und auch in den Augen der Weltmächte die Weltkirche als solche vollmächtig vertritt, allen Problemen auf seine Weise gegenwärtig.

Eine besondere Gelegenheit dazu bot der *Weltkongress über Bevölkerungsfragen*, den die Vereinten Nationen Mitte August in Bukarest anberaumt hatten, um die Mitgliedstaaten mit einem Plan zu konfrontieren, der eine Senkung der Geburtenzuwachsraten auf 2 Prozent oder besser noch 1,7 Prozent vorsieht. Hier entstand sogleich eine ausgeprägte Polarisierung und eine Art Kampf mit verkehrten Fronten: „Die „reichen“,

hochindustrialisierten Länder waren für eine Senkung der Geburtenzahl, die Länder der dritten Welt mit ihrer hungernden Überbevölkerung hingegen lehnten jede Manipulation auf diesem Gebiet ab und forderten stattdessen völlige Souveränität in ihren demographischen Leitlinien und eine Entwicklungspolitik des Ausgleichs zwischen reichen und armen Völkern. Der internationale „Klassengegensatz“ beherrschte die Debatten. Durchaus in der Logik von „Populorum progressio“ nahm der Leiter der vatikanischen Delegation, Msgr. Edouard Gagnon, Partei für die Entwicklungsländer und solidarisierte sich mit deren Forderungen nach einer gerechteren sozial-ökonomischen Weltordnung; im Einklang mit „Humanae vitae“ betonte er überdies, gegen alle Art von Familienplanung mit Hilfe künstlicher Mittel, die moralischen Grundsätze, die bei der Weitergabe des Lebens zu beachten seien. Die Weltkonferenz über Ernährungsfragen zu Rom Mitte November, auf der sich die gleiche Zweiteilung der Welt abzeichnete, fand die offizielle Kirche wiederum auf der Seite der „armen“ Völker, ohne daß sie jedoch zu den technischen Fragen der Bekämpfung des Hungers in der Welt Stellung zu nehmen beabsichtigte.

Überhaupt kann man beobachten, wie das christliche Gewissen, sei es der „Basis“, sei es der örtlichen Hierarchie, sich deutlich stets da zu artikulieren beginnt, wo immer konkret Menschenrechte zu verteidigen oder gesellschaftliche Mißstände abzustellen sind. Freilich haben solche Erklärungen, ähnlich derjenigen über Menschenrechte und Versöhnung der Bischofssynode, mehr eine Alibifunktion als unmittelbar praktische Auswirkung. Aber sie fallen vielleicht da und dort ins Gewicht. Die Einstellung zur Anwendung von Gewalt (oder Gegengewalt) hat sich indessen weitgehend geklärt. Gewaltlosigkeit heißt aber nicht ohnmächtiges Hinnehmen ungerechter Verhältnisse. So hat sich in jüngster Zeit in Buenos Aires ein gemeinsames Sekretariat aller lateinamerikanischen Bewegungen für gewaltlose Veränderung gebildet, das sich durchaus Einfluß auf die Lage des Subkontinents zutraut. Manchmal geschieht es aber auch, daß der Bischof die Ehre seiner Kirche gegen seine eigenen Gläubigen retten muß, wie im Fall von Msgr. Donald Lamont, Bischof von Umtali, der auf einer Pressekonferenz in New York erklärt hatte, die schwarze Bevölkerung Rhodesiens sei einem Terror durch die weiße Minderheitsregierung ausgesetzt, die an die Schreckensherrschaft der Nazis erinnere. Eine katholische Vereinigung weißer Rassisten hatte die Stirn, daraufhin vom Papst die Abberufung des Bischofs zu verlangen! Ähnlich haben sich in Brasilien sechs Bischöfe des Amazonasgebiets zusammen mit ihren Missionaren energisch für die eingeborene indianische Bevölkerung eingesetzt, die der Vernichtung ihres Lebensraumes durch das Vordringen kapitalistischer Großunternehmen ausgesetzt sei. Sie sprechen die Weigerung aus, an einer „Befriedung“ dieser Stämme teilzunehmen, die zu nichts anderem dienen würde, als billige Arbeitskräfte zu beschaffen um den Preis der Zerstörung der natürlichen Umgebung und der eigenen Kultur der Betroffenen. In gleicher Weise protestieren vier Bischöfe Mexicos gegen die Methoden, die beim Bau eines Staudamms in Oaxaca angewendet werden, durch den die Indianer ihrer Heimat und ihres natürlichen Milieus beraubt würden.

Man kann aus solchen Beispielen sehen, wie sich auch in der Kirche so etwas wie ein „ökologisches Gewissen“ zu bilden beginnt, das dem Götzen Fortschritt ins Angesicht zu widerstehen wagt und sich dabei, im Unterschied zu früher, des Beifalls der Jugend sicher sein kann, die von der weltverändernden und menschenvernichtenden Kraft des Molochs Technik tief enttäuscht ist. Jedoch: Der Einsatz für die Menschenrechte hat seinen Preis; für Msgr. Daniel Chi-hak-sun, Bischof von Won-ju in Südkorea, sollte er 15 Jahre Gefängnis betragen! Der Bischof hatte gegen die durch den Präsidenten dikturierte Verfassung Stellung genommen und einem vom Regime verfolgten Dichter Asyl gewährt. Dabei wäre es verfehlt, aus diesem Zwischenfall etwa von einer Katholikenverfolgung in diesem fernöstlichen Lande sprechen zu wollen, das im Gegenteil weiterhin der Glaubensverbreitung durchaus aufgeschlossen zu sein scheint.

Innerer und äußerer Friede ist überall Aufgabe und Amt der Kirche. Doch wird von diesem steten Bemühen innerhalb eines knappen Zeitraums jeweils nur wenig sichtbar. Verborgenes Wirken ist bei diesem heiklen Geschäft am ehesten erfolgreich. Was der Hl. Stuhl während der Zypernkrise für die Erhaltung des Weltfriedens getan hat, was er an dem anderen Gefahrenherd – dem Nahen Osten – zu tun fortfährt, entzieht sich der Kenntnis des Chronisten, aber man darf annehmen, daß vor allem diese beiden Punkte im Gespräch zwischen Papst Paul VI. und Henry Kissinger am 5. November in Rom eine wichtige Rolle gespielt haben. Was die Befriedung auf mehr lokaler Ebene und im Bereich der Innenpolitik angeht, so ist es mehr als bloße Vermutung, daß der Kardinal von Santiago/Chile unablässig für den Frieden innerhalb seines Landes tätig ist, ohne kompromißlerische Haltung dem Militärregime gegenüber, vielmehr so, daß die Rückkehr zu verfassungsmäßigen Zuständen in Reichweite rückt. Das war auch – entgegen vielen falschen Gerüchten – der wahre Grund, weshalb er es vorzog, in einem solch wichtigen Augenblick der Bischofssynode fernzubleiben.

Selbst wenn das „*Heilige Jahr der Versöhnung*“ nicht vor der Tür stünde, könnte die Kirche nicht auf ihr Amt der Versöhnung verzichten. Manche ihrer Gegenwart scheinen jedoch ihr besonderes Pathos von diesem Programm des Jubiläumsjahres erhalten zu haben. So die Öffnung gegenüber dem Islam. Der Präsident des päpstlichen Sekretariats für die Nicht-Christen, Kardinal Pignedoli, stattete sowohl dem islamischen Zentrum in Kairo wie auch dem saudi-arabischen König, dem Schutzherrn der heiligen Stätten des Islam, einen Besuch ab; hohe Vertreter des Islam wurden vom Papst offiziell empfangen; in der Kathedrale von Cordoba, ursprünglich und auch noch in ihrer heutigen Gestalt eine grandiose Moschee, fand aus Anlaß einer Studenttagung ein islamischer Gottesdienst statt. Gemeinsamkeiten wurden wiederentdeckt, Mißverständnisse abgebaut, eine „ökumenische“ Öffnung angebahnt – freilich nicht ohne einen Erdenrest von politischen Implikationen, der im Hinblick auf Frieden und Recht im Nahen Osten zu tragen peinlich ist . . .

Die ökumenische Bewegung im engeren Sinn hat hingegen in letzter Zeit keine sichtbaren Fortschritte gemacht. Zwar hat Dr. Potter, der Generalsekretär des Weltrats der Kirchen, auf offizielle Einladung vor der Bischofssynode gesprochen, allerdings aus unbekannten Gründen nicht im eigentlichen Tagungsraum und zudem ins Kreuzfeuer unbequemer Fragen genommen, das der streitbare Kardinal Felici auf ihn eröffnete; zwar war Kardinal Willebrands beim „Konzil der Jugend“ in Taizé. Doch ist man offenbar über allseits bekundetes Wohlwollen nicht hinausgekommen. Auch ist die Frage berechtigt, welche Rückwirkungen die überaus scharfe Betonung des päpstlichen Lehr- und Jurisdiktionsprimats im zweiten Teil der Schlußrede des Papstes auf der Bischofssynode bei Orthodoxen sowohl wie bei Protestantenten haben wird. Dabei ist noch nicht einmal ausgemacht, ob die konsequent und manchen Rückschlägen, Mißverständnissen und Warnungen zum Trotz fortgesetzte „Ostpolitik“ des Vatikans eine eigentlich ökumenische Zielsetzung im Auge hat oder eine mehr weltpolitische Absicht verfolgt.

Eine besondere Krisensituation zeichnet sich zur Zeit in der melkitischen (griechisch-katholischen) Kirche in Libanon und Israel ab, deren Oberhaupt der frühere Bischof von Galiläa und jetzige Patriarch Maximos V. Hakim ist. Sein Nachfolger in Galiläa, Msgr. Raya, hat in Aufsehen erregender Weise seinen Rücktritt erklärt und das Land verlassen, da er sich durch Einmischung des Patriarchen und des Vatikans in seiner Amtsausübung behindert fühlte. Auch zu anderen Fragen hatte er in höchst unkonventioneller Art Stellung genommen und den israelischen Behörden durch seine Uner schrockenheit, gepaart mit Loyalität dem Staat gegenüber, Respekt abgewonnen. Noch größere Sensation erregte der Fall des Patriarchalverwesers von Jerusalem, Monsignore

Capucci, der unter der Anklage steht, Waffen für arabische Terroristen geschmuggelt zu haben. Sein Prozeß findet weltweites Echo, was die objektive Rechtsfindung nicht gerade erleichtert. Schließlich sieht sich der gelehrte Bischof von Beirut, Msgr. Haddad, einem formellen Lehrzuchtverfahren ausgesetzt, das Rom indessen an sich gezogen hat; der Bischof scheint sich in einer Aufsatzzreihe Lehren und Aussagen zu eigen gemacht zu haben, die im Munde eines Hierarchen und in den Ohren schlichter orientalischer Gläubiger zumindest seltsam klingen, obwohl sie im Westen als mehr oder minder milde Kirchenkritik erscheinen würden. Der Patriarch hat den Bischof vorläufig beurlaubt. Die kleine Schar der griechisch-katholischen Christen — Araber von Nationalität — leidet zweifellos unter diesen Ereignissen. Und man kann sicher sein, daß die Orthodoxie voll Mitleid, aber auch voll Mißtrauen und gelegentlich wohl auch voll Schadenfreude die Entwicklung beobachtet und Rückschlüsse für ihre Einstellung zur römischen Kirche daraus ziehen wird.

In der Kirche der alten Christenheit (wenn dieser Ausdruck überhaupt noch einen Sinn hat) ist indessen mehr und mehr Ruhe und eine nach manchen Aufschwüngen enttäuschte Ernüchterung eingekehrt. Holland liefert keine Schlagzeilen mehr, der deutsche Katholikentag in Mönchengladbach vom 11. bis 15. September verlief ohne Sensation, als hätte es die Jugendrevolte von Essen nie gegeben. In Spanien scheinen sich die Spannungen innerhalb der Hierarchie in den Auseinandersetzungen um das Konkordat zu verschärfen, ohne daß die Gläubigen lebendige Anteilnahme zeigen, wohl weil sie von der vordringlicheren Frage nach der Zeit nach Franco beherrscht sind. Portugal sucht sein Gleichgewicht, doch hat es nicht den Anschein, daß die Kirche hier ein wesentliches Wort mitzureden hätte. Aus Frankreich sind in letzter Zeit keine wichtigen Anregungen gekommen, ohne daß man daraus schon mit dem Sprichwort schließen dürfte: Keine Nachrichten — gute Nachrichten. Und in Italien, von schweren Krisen aller Art geschüttelt, ist das katholische Leben ereignislos, wenigstens im Bereich der Sichtbarkeit. Die unterirdischen Quellen tief im Innern sind nicht Gegenstand der Geschichtsschreibung — eine Feststellung, die den Geschichtsschreiber und Chronisten demütig und bescheiden zu machen geeignet ist.